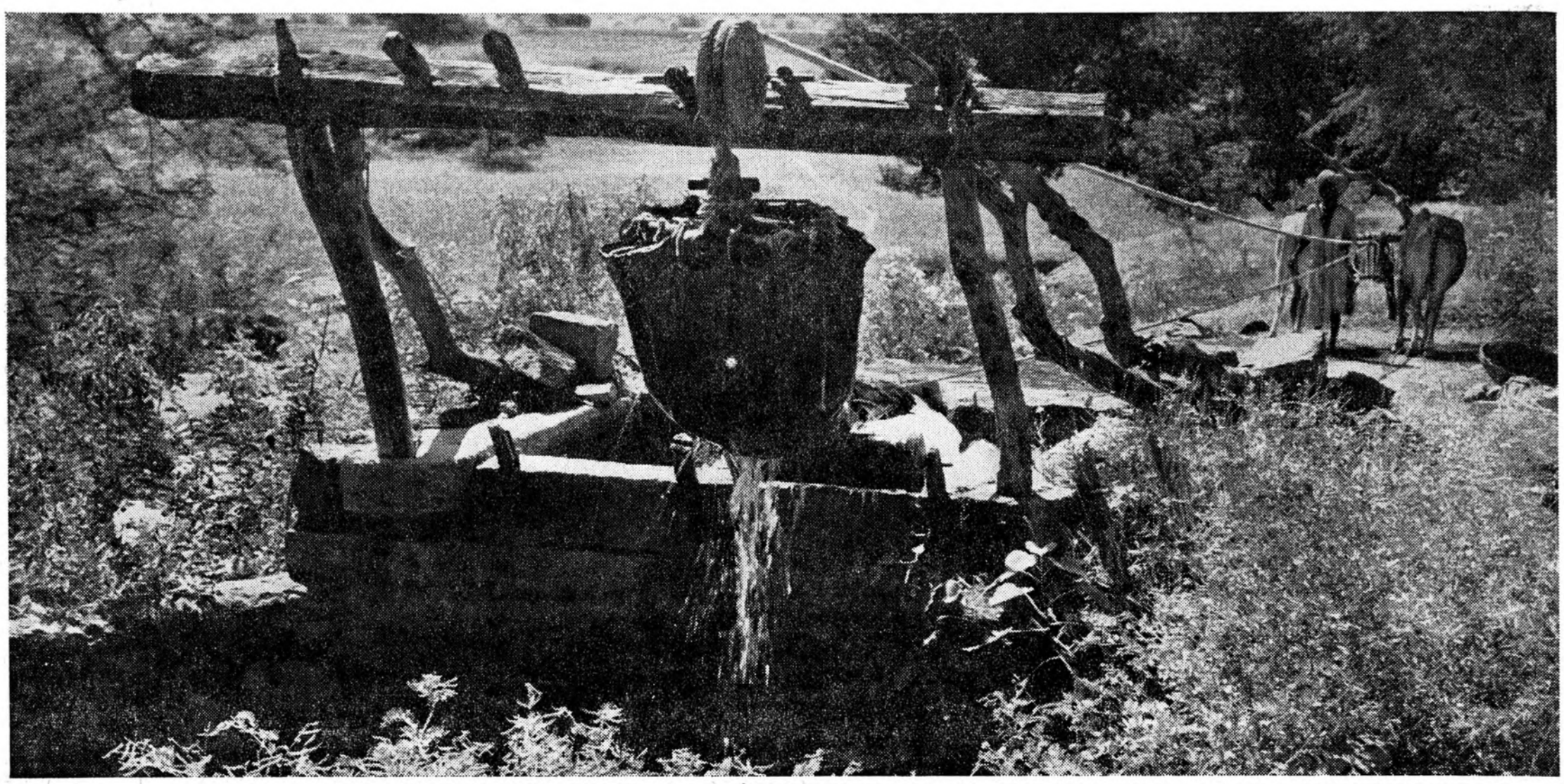
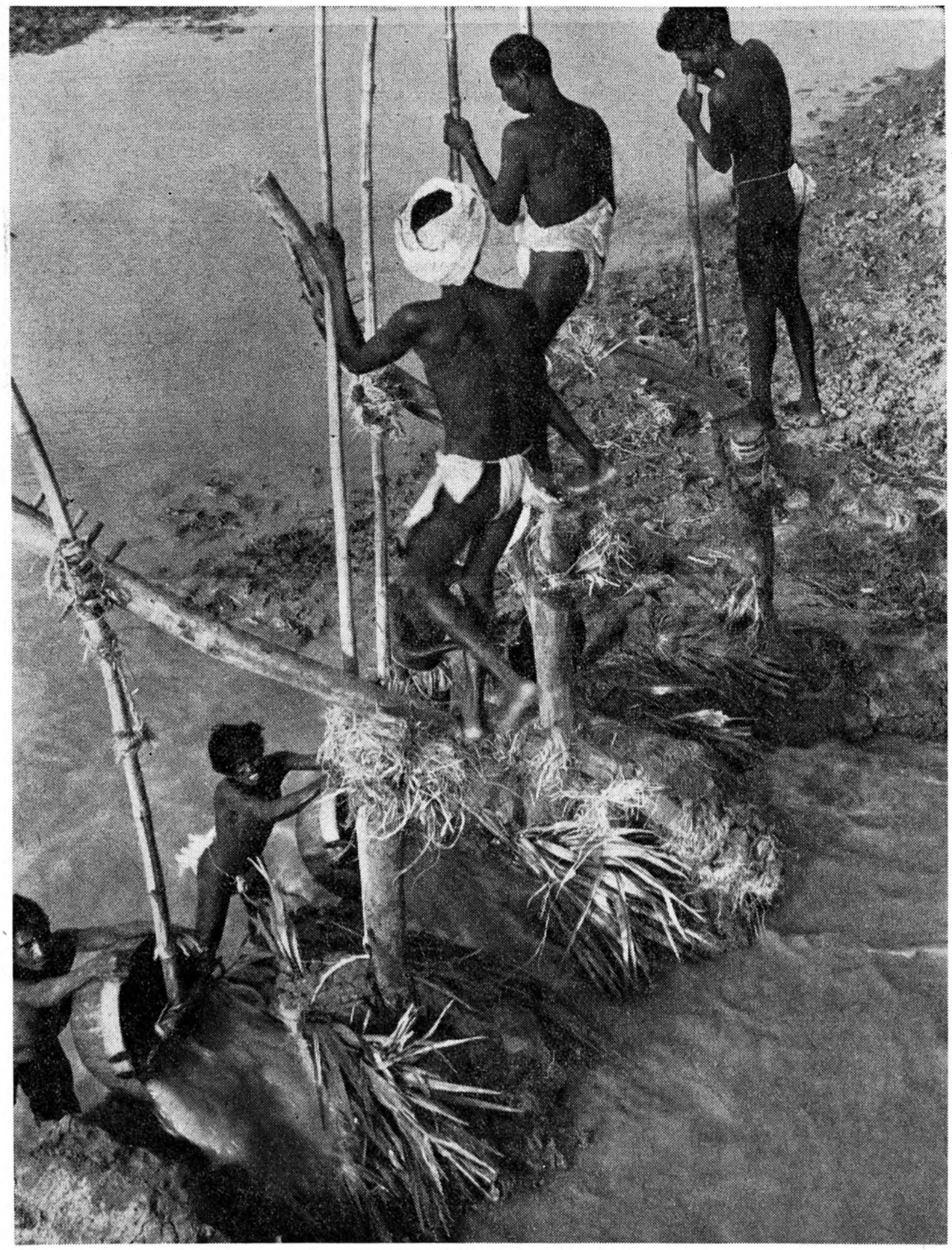


Mit Ochsenzug und Ledersack wird aus den Schachtbrunnen das Wasser heraufgeholt und auf die Felder verteilt. Hunderte solcher Brunnen konnten dank der Schweizer Auslandhilfe ausgebaut werden.



Mit einer hebelartigen Vorrichtung wird das Wasser in die Kanäle geleitet, die zu den Feldern führen.

Wasser für Indiens Landwirtschaft

«Pani» — das tönt für unser Ohr nach Brot, bedeutet aber in Hindi, dem umstrittenen Hecht im indischen Sprachenteich, «Wasser». Pani — das ist die erste Voraussetzung für alle Bemühungen Indiens, die eigene Nahrungsmittelproduktion zu steigern, um aus dem Engpaß der chronischen Unterernährung und Hungerperioden herauszukommen. Gewiß, auch Wasser ist nicht alles. Aber ohne Wasser kann Dünger nicht wirken und das beste Saatgut nicht keimen, hilft die modernste landwirtschaftliche Ausbildung nicht weiter und werden die Schwielen an den Händen zum Hohn.

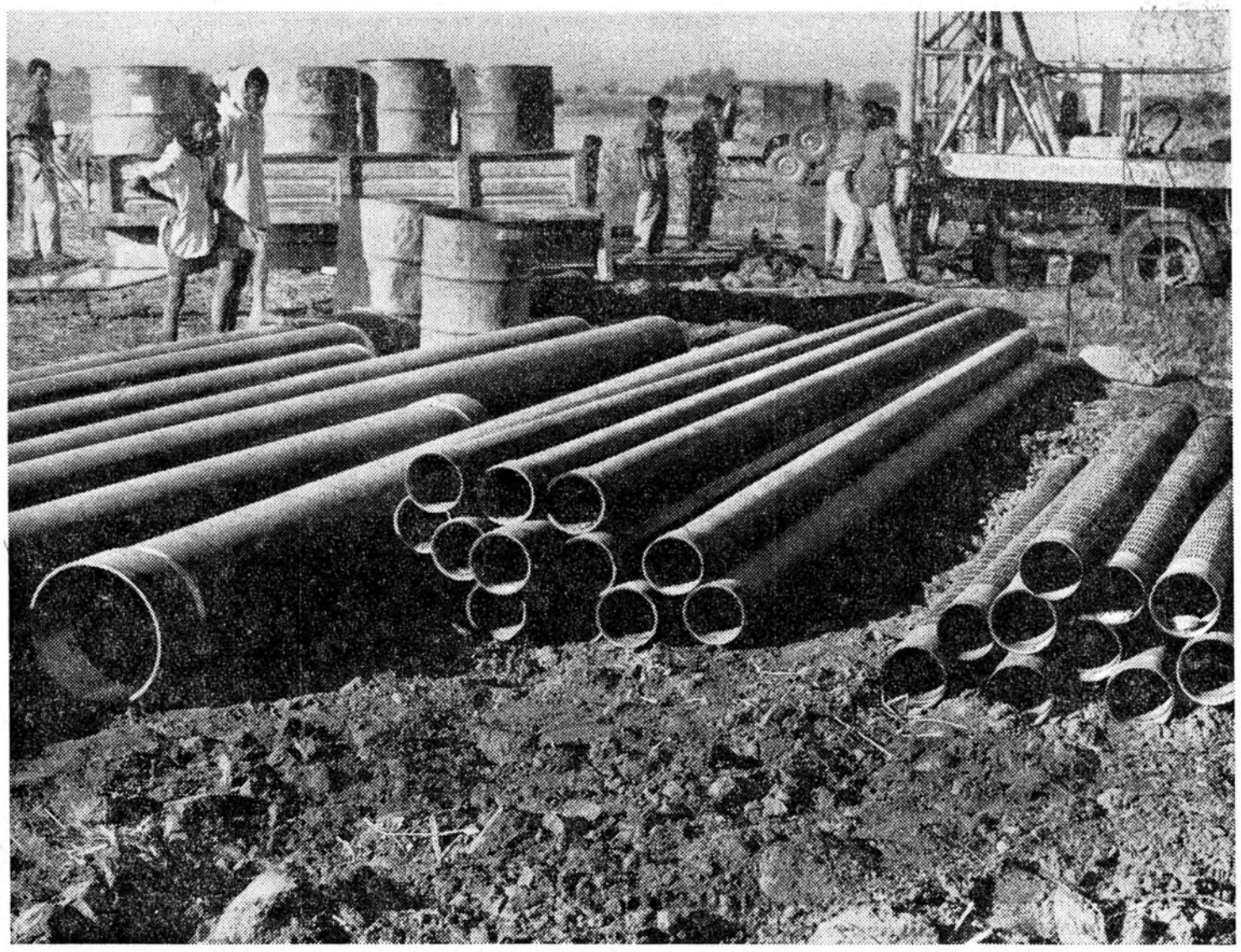
Dennoch, wenn es nur der bessere Monsun gewesen wäre, der im Sommer 1967 die indische Landschaft in ein sattes Grün verwandelte, der dann im Herbst die Garben auf den Dreschplätzen der Dörfer zu Bergen häufte und die Gesichter der Bauern hoffnungsfroh machte, dann läge für die Schweizer Auslandhilfe mehr Grund zur Resignation als zur Weiterführung ihrer Aktionen in Indien vor. Der Himmel allein kann Indien auch inskünftig nicht vor Hungersnöten retten. Die Inder müssen selber besseren Gebrauch von Kopf und Hand machen. Daß dies zunehmend der Fall ist, daß also nicht allein der Monsun besser war — das erst gibt Grund zu berechtigter Hoffnung.

Nach den beiden Dürre- und Hungerjahren 1965/66 und 1966/67 war der Monsun im Sommer und Herbst 1967 beinahe im ganzen indischen Subkontinent überdurchschnittlich ergiebig. Das gilt vor allem für die quantitative Regenmenge, doch weniger für deren zeitliche Verteilung. In einigen Gebieten konzentrierte sich der Monsun auf überreiche Platzregen innert weniger Tage. Die Erde konnte diese Wasserfülle nicht fassen und für die lange Trockenzeit bis zum nächsten Monsun speichern. Mangels ausreichender Stauseen, Wassertanks und Brunnen wälzte sich viel, allzuviel — und dazu mit Humus angereichert — als trübes Hochwasser dem Meer zu.

Doch im allgemeinen ist die Situation ungleich besser als in den beiden Vorjahren. In den Flüssen, Staubecken und Brunnen ist auch jetzt noch Wasser zu finden. Die Aecker lieferten gute Erträge. Das Bauern wurde wieder interessant. Die guten Agrarpreise veranlassen die Farmer, ihre Gewinne nicht mehr traditionsgemäß in Goldgeschmeide, sondern vorab in Ochsen, Pumpen, Brunnenbauten, Irrigationsröhren, Dünger und besserem Saatgut zu investieren. Es wird mehr und besser bewässert. Viel häufiger als früher findet man um die Dörfer Misthaufen. Man verdient so viel, daß man sich einige Liter Kerosin kaufen kann, um die täglichen Hirsefladen zu backen. Der Viehdung wird deshalb weniger als Brennmaterial benötigt und vermehrt den Feldern zugeführt.

Dennoch wird die Ernte nicht ausreichen, um das auf über 500 Millionen Köpfe angewachsene Volk zu ernähren und zugleich die lebensnotwendigen Vorräte wieder anzulegen, die in den Hungerjahren ausgeräumt werden mußten. Große Lebensmittelimporte werden noch auf Jahre unerläßlich sein. Ein Ausweg aus der chronischen Unterernährung zeichnet sich zwar ab, doch ist die größere Wegstrecke noch zu bewältigen. Das gegenwärtige Entwicklungstempo muß wesentlich beschleunigt werden, damit sich

Bohrung eines neuen Brunnens in Gram Bharati im Herbst 1967.



Die Rohre der Bohrbrunnen; durch die wasserführenden Schichten werden Siebrohre gestoßen.

nicht nur absolut, sondern auch relativ pro Kopf der Bevölkerung die Ernährungslage bessert.

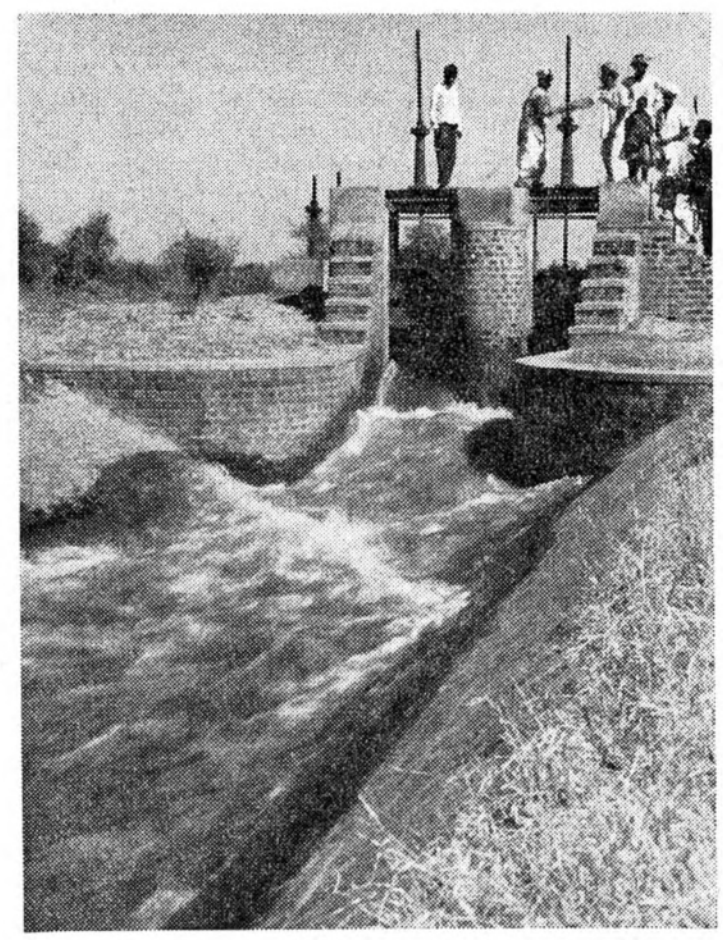
Eine der entscheidenden Voraussetzungen für diesen Kampf auf Gedeih oder Verderb ist die Lösung der Wasserfrage. Sie ist lösbar durch ein ganzes Bündel von Vorkehren. Man hat eingesehen, daß es nicht genügt, lediglich riesige Staubecken und Kanalsysteme zu bauen, die notgedrungen Jahrzehnte zu ihrer Verwirklichung und nachher neue Bürokratien für ihre Betriebsführung benötigen. Man weiß nun, daß es ebenso wichtig ist, zahlreiche kleine Projekte — also beispielsweise Schacht- und Bohrbrunnen, kleine Stauweiher und Wassertanks aller Art — in Selbsthilfe und mit geringen Kapitalzuschüssen zu bauen, die dann rasch und ohne bürokratischen Apparat funktionieren.

Der Ausspruch, daß «Kerzenanzünden sinnlos sei, wenn ein Elektrizitätswerk benötigt werde», ist in der Entwicklungshilfe oft Unsinn. Wenn es so wäre, dann hätten diejenigen recht, die die Hände in den Schoß legen und auf die gebratenen Tauben warten. Es ist besser, in der Nacht eine Kerze, die man hat, anzuzünden, als resigniert im Dunkeln zu warten, bis andere vielleicht ein Elektrizitätswerk gebaut haben. Je mehr man einsieht, daß Entwicklung weniger ein Ergebnis materieller Veränderungen als eine Wandlung des Menschen voraussetzt, um so deutlicher wird, daß eine Vielzahl von kleinen maßgerechten Projekten rascher die mentale Basis schafft, um die Gesamtentwicklung zu beschleunigen. Sie animieren die Selbsthilfe, schaffen Vertrauen in die eigenen Kräfte und reißen andere, noch latente Kräfte mit.

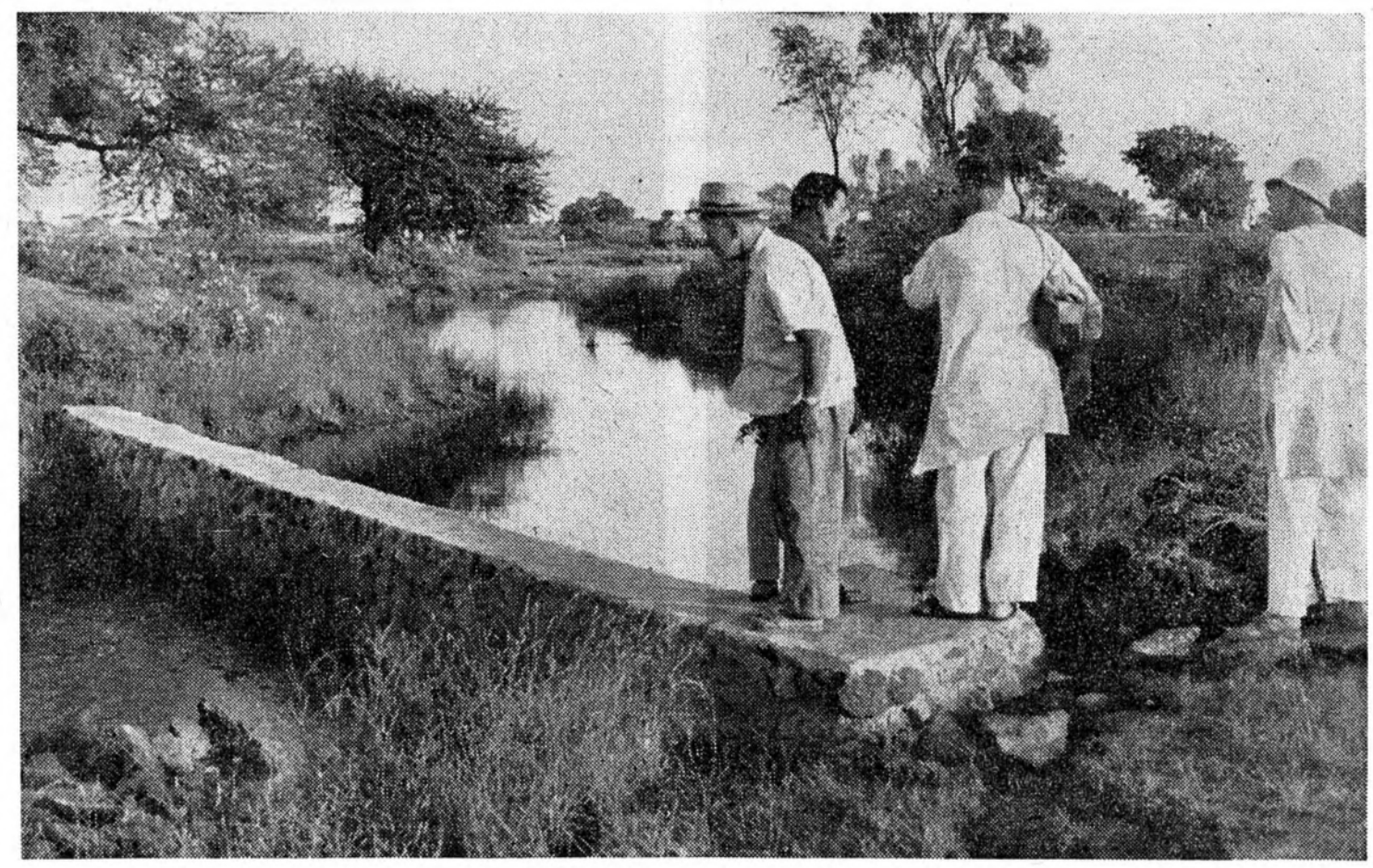
In dieser nüchternen Weise hat die Schweizer Auslandhilfe ihre Mittel bisher eingesetzt. Sie möchte dies auch weiterhin tun. Es ist eine effektive Zusammenarbeit mit den Notleidenden. Die Ergebnisse sind positiv.

Sammlung Schweizer Auslandhilfe
Postcheckkonto 30 - 303

Wo sich genügend Grundwasser in den Schachtbrunnen angesammelt hat und große Felder zu bewässern sind, lohnt es sich, Pumpen zu montieren.



Große Stauseen mit weitläufigen Verteilungssystemen sind nur im 24-Stunden-Betrieb wirtschaftlich.



Selbst kleine Staumauern können mithelfen, einen Acker während Wochen zu bewässern.